

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburgische Blätter. 1817-1848 31 (1847)**

42 (19.10.1847)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-804033](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-804033)

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>o</sup> 42.

Dienstag, den 19. October.

1847.

## Etwas über die Schreibart des Plattdeutschen.

Die plattdeutsche Sprache entbehrt einer gleichmäßigen Schreibart durchaus. Weil sie niemals den Rang einer ordentlichen Schriftsprache eingenommen hat, giebt es keine feststehende Gewohnheit, die durch langen Bestand oder allgemeine Anerkennung die Geltung einer Regel erlangt hätte, und Jeder hat die Freiheit, das Plattdeutsche zu schreiben, wie es ihm am zweckmäßigsten scheint.

Manche geben es völlig auf, die Aussprache des Plattdeutschen in der Schrift wiederzugeben und schreiben, wie es ihnen der Augenblick ein giebt ohne festes Princip, mitunter wohl die Etymologie oder den Hauptunterschied von dem entsprechenden hochdeutschen Worte berücksichtigend, aber doch ohne sich jedesmal Rechenhaft abzulegen und deshalb auch ohne allen Anspruch auf Zuverlässigkeit. Der Leser ist bei derartiger Schreibweise ganz seinem guten Glücke im Rathen anheimgegeben und ein Wort, welches er zufälligerweise nicht kennt, wird er, obgleich sonst im Plattdeutschen wohlbewandert, nach solcher Schreibweise niemals mit Sicherheit aussprechen lernen. Goldschmidt z. B. schreibt in seinem Buche: »Die Oldenburger nach Sprache und Sprüchwort« den plattdeutschen Ausdruck für: er bessert sich »he betert sik.« Weiß Jemand zufällig nicht, wie dieses betert ausgesprochen werden muß, so kann er es auf achtzehn, sage

achtzehnerlei Art lesen, deren jede durch anderweitige Beispiele aus Goldschmidts Buche gerechtfertigt ist, und die einzig richtige Aussprache hättert ist sicherlich nicht die nächstliegende. Daß eine solche Principlosigkeit die größte Verwirrung hervorbringen muß und für wissenschaftliche Zwecke gänzlich unstatthaft ist, liegt auf der Hand.

Andere versuchen zwar die Aussprache durch die Schrift wiederzugeben und schreiben z. B. die langen Vocale doppelt, die kurzen einfach, wodurch sie denn wenigstens einige Regelmäßigkeit erreichen, müssen jedoch, weil sie über das deutsche Alphabet nicht hinausgehen, darauf verzichten, die plattdeutschen Laute, die sich nicht in diesem Alphabete vertreten finden, darzustellen. So entsteht denn der doppelte Nachtheil, daß diese Schreibweise einmal sehr vielen Raum wegnimmt und dabei theilweise dem Auge höchst unnatürlich erscheint, sodann aber auch zu einer genauen Bezeichnung der plattdeutschen Laute nicht ausreicht. Wie lästig ist es, schreiben zu müssen: de Froo geit uut, veertiig Daaler, wie ungenau Laute, wie den zwischen ö und ä in der Mitte liegenden Vocal in dör, sön, könen (nach Ehentrauts Schreibart) ganz unbezeichnet zu lassen. Auch diese Methode thut der Wissenschaft kein Genüge.

Die dritte Methode endlich läßt das deutsche Alphabet fallen und bedient sich der lateinischen mit Accenten und andern Zeichen vermehrten Buchstaben. Diese Schreibart hat den Vorzug, daß sie bei consequenter Durchführung den Leser die Aussprache jedes einzelnen Wortes



genau erkennen läßt, wenn er sich nur die Bedeutung der einzelnen zur Anwendung kommenden Zeichen im Voraus gemerkt hat, und eben dieser Vorzug macht das Princip zu dem einzigen wissenschaftlich gerechtfertigten, da nur mit seiner Hülfe der Zweck der Schrift, die Sprache zu ersetzen, völlig erreicht werden kann. Die Ausführung dieser Methode ist von Verschiedenen auf verschiedene Weise und mit verschiedenem Glücke versucht worden, am consequentesten und genauesten von Ehrentraut in seinem Friesischen Archiv und mit einer einzigen später zu erwähnenden Ausnahme so genau, daß ich in dieser Hinsicht keinen Mangel habe finden können. Indessen hat die von Ehrentraut eingeführte Schrift das Unangenehme, daß die Accente sich gar zu sehr häufen (sehr oft drei auf einem Vocal, z. B. kö<sup>n</sup>ig) und so nicht nur jedem Auge häßlich, sondern auch dem Schwächern insbesondere Abends fast unlesbar werden. In der Voraussetzung, daß eine Verminderung und Vereinfachung der Accente, die hergestellt werden könnte, ohne die Genauigkeit zu verringern, sowohl dem Herausgeber wie den Lesern des Friesischen Archivs angenehm sein würde, erlaube ich mir, folgende Vorschläge der Prüfung der Interessenten vorzulegen.

Den zwischen ö und ä in der Mitte liegenden von Ehrentraut mit ö bezeichneten Vocal würde ich einfacher mit Weglassung der paar Tüttelchen etwa durch ein o mit einer Ziffer ausdrücken \*). Die Tüttelchen sollen zwar die Umbiegung des Vocals bezeichnen, genügen jedoch nicht, um dem Leser die Natur desselben völlig zu verständlichen, und man überläßt daher wohl besser diese Andeutung wie die ganze Beschreibung des Lautes den doch einmal unentbehrlichen Vorbemerkungen über die Bedeutung jedes einzelnen Zeichens.

Sodann schlage ich vor, auf allen in offener Sylbe stehenden Vocalen die Dehnzeichen wegzulassen. Es ist ein, denke ich, in jeder Orthographie anerkannter Grundsatz, daß jede offene Sylbe einen langen, jede geschlossene Sylbe einen

\*) Den von Ehrentraut mit ö bezeichneten Laut habe ich im Plattdeutschen nie unterscheiden können. Die Sprache der Wangeroger kenne ich freilich nicht.

kurzen Vocal hat, und es brauchen also nur die Abweichungen besonders angegeben zu werden. Im Plattdeutschen gilt der erstere Theil der Regel unbedingt und es brauchen daher nur die Längen in geschlossener Sylbe ausdrücklich bezeichnet zu werden, und dieser Regel nach hat z. B. Hoffmann von Fallersleben seine Ausgabe des »Keineke Vos« drucken lassen, ohne daß irgend eine Unsicherheit daraus entsünde. Wie viel Accente dadurch erspart werden, läßt sich leicht denken. In dem ersten Satz des Märchens von Rinkrank (Fries. Arch. S. 162) würde man elf Accente wegwerfen können (k<sup>o</sup>nig st. kö<sup>n</sup>ig, glä<sup>o</sup>sen st. glä<sup>o</sup>ten, mä<sup>o</sup>ken, lä<sup>o</sup>ten, lö<sup>o</sup>pen, dö, tö, vro<sup>o</sup> st. mä<sup>o</sup>ken, lä<sup>o</sup>ten, lö<sup>o</sup>pen, dö, tö, vro<sup>o</sup>). Die einzige anscheinende Ausnahme bildet das halbstumme e am Ende der Wörter, welches demnach eine besondere Bezeichnung haben müßte. Nun scheint es zwar, als wenn wir einen Accent wegnähmen, um einen andern wieder einzuführen, indessen dieser Accent würde unter allen Umständen nothwendig sein. Denn dieses halbstumme e ist zwar im Friesischen Archiv wie jedes andere kurze e ohne Accent gedruckt, hat aber in Wirklichkeit einen ganz andern Laut als das geschärfte e. Das e wie es z. B. in der weiblichen Form von gröt, in grote vorkommt, ist dem gedämpften ü in Pütte ähnlich und gar kein eigentlicher Vocal, sondern nur ein Stützpunkt für den Consonanten. In Bedde sind die beiden e gewiß von sehr verschiedenem Klange, und diese Verschiedenheit müßte zur Erreichung vollständiger Genauigkeit äußerlich angedeutet werden, auch wenn wir den langen offenen Vocalen ihr Dehnzeichen ließen.

Endlich bedarf das ä niemals eines Dehnzeichens. Es giebt kein geschärftes ä, welches von dem geschärfsten e verschieden wäre (fät klingt genau so wie fet), und wir könnten des gedehnten ä entbehren, wenn wir das einfache ä nur gebrauchten, wo ein wirklicher ä-Laut zu hören ist, statt des geschärfsten ä aber immer ein geschärftes e setzten.

Das sind unmaßgebliche Vorschläge; ein Sachkundigerer wird vielleicht Manches daran auszufügen haben — möge er es nur öffentlich thun. Eg.



## Ueber Fleisch und Fett.

(Vom Det.-Comm. Rust mitgetheilt in d. allg. Zeit. f. d. deutschen Land- u. Forstwirthe von M. Beyer. 1847 Nr. 29.)

(Schluß.)

Bekanntlich werden die auf unserer Erde vorhandenen Körper in organische und unorganische im Allgemeinen eingetheilt, und man versteht unter den ersteren diejenigen, welche durch dazu geeignete Werkzeuge von außen Nahrung in sich aufnehmen, dieselbe zu anderen Stoffen umarbeiten und so ein bestimmtes Individuum erzeugen nach der Beschaffenheit und Thätigkeit des Organismus. Die Pflanze oder das Thier, im gefunden Zustande, wird immer anderen gleicher Art und Gattung gleichen, eine Abweichung der Form kann nur durch einen Fehler im Organismus herbeigeführt werden, welcher entweder im Ganzen oder in einem einzelnen Theile stattfindet. Die organische Schöpfung zerfällt in Pflanzen und Thiere. Erstere ziehen ihre Nahrung aus der Erde, dem Wasser und der Luft, die Lebensthätigkeit derselben schafft diese Nahrung zu neuen Formen, behält aber theilweise die Natur der Nahrung oder Urstoffe bei, verändert nur die Gestalt derselben, indem sie solche mit einander, nach uns noch unbekanntem Gesetze, verbindet, wodurch die individuelle Form entsteht. Daher sind durch den eingefogenen Kohlenstoff alle Pflanzen verbrennbar, wir finden in ihnen Salze und andere unverbrennliche Körper. Ob sie diese mit der Nahrung in sich aufnehmen, oder sie erst durch den Lebensproceß in sich bereiten, darüber sind die Gelehrten und Naturforscher noch nicht einig, Jeder führt für seine Meinung Gründe an. Lassen wir dies dahin gestellt sein und halten wir uns an das, was wir wissen. Ohne behaupten zu wollen, daß der Organismus der Pflanzen weniger künstlich als der der Thiere sei, glauben wir doch mit Gewißheit annehmen zu können, daß die letzteren vollkommen organisirt sind, da ihnen außer den Werkzeugen, welche zum Leben selbst nothwendig, auch die der willkürlichen Bewegung eigen sind.

Wenn nun die Thiere einen vollkommenen Organismus haben, warum sollen sie durch diesen die Nahrungsmittel, welche sie zu sich nehmen, nicht in andere, ihnen angemessene Theile umwandeln können? Wir sind gezwungen, dieses anzunehmen, weil die Erfahrung uns zwingt, diesen Satz zu behaupten. Wenn das Fett in den Pflanzen enthalten wäre und von den thierischen Körpern unverändert nur aufgenommen würde, so müßte das Fett aller Thiere, welche gleiche Nahrung genießen, auch gleich sein; dem widerspricht aber die Erfahrung, denn das Fett des Kindes ist ein anderes, als das der Schafe, und dieses wieder anders, als das der Schweine.

Kein Landwirth wird in Abrede stellen, daß man mit Kleeheu Ochsen und Schafe füttern, mästen kann, dennoch ist ihr Fleisch und Fett verschieden. Worin liegt der Grund hiervon? In der Verschiedenheit des Organismus der Thiere, ist wohl die ganz natürliche Antwort, wenigstens müssen wir so lange denselben als den Grund annehmen, bis wir einen bessern kennen. In dieser Verschiedenheit des Organismus müssen wir auch die Verschiedenheit der Excremente der ungleichartigen Thiere bei gleichem Futter suchen. — Was noch mehr für unsere Behauptung, daß hier nicht das Fett in der Pflanzennahrung übergehe in das Thier, spricht, ist der Umstand, daß Futtermittel, welche kein Fett enthalten, doch von den Thieren in Fleisch und Fett verwandelt werden. Ob Gras, oder das daraus gewonnene Heu, Fett enthält, wissen wir nicht, wohl aber, daß es von guten Wiesen sehr nahrhaft ist; eben so der Klee und das von demselben gewonnene Heu. Daß die Kartoffeln, Steckrüben und andere Rübenarten kein Fett enthalten, ist bekannt, wenigstens haben die chemischen Analysen in diesen Gewächsen noch keins nachgewiesen, allein die Erfahrung hat die ausübenden Landwirthe belehrt, daß man mit diesen Fütterungsmitteln Thiere mästen kann. Eben diese Erfahrung hat sie auch belehrt, daß je mehr Stärkemehl die Kartoffeln enthalten, desto besser sie sich zur Mastung eignen; je wasseriger, desto schlechter sind sie. Eine gleiche Erfahrung hat man bei den Cerealien gemacht, und schließt nun daraus, daß besonders der Gehalt



an Stärke zum Werthe eines Futters als Mastfutter beiträgt. Die Getraidekörner enthalten allerdings einiges Fett, aber in so geringer Menge, daß es auf die Mastung, in Dumas' Sinne, ohne Einfluß ist. Da nun in einem gleichen Gewichte Körner und Kartoffeln die ersteren weit mehr Stärke enthalten, als die letzteren, so gründet sich darauf der vorangeführte Schluß.

Daß das Pflanzensfett oder Del zur Mastung der Thiere beiträgt, ist eine längst gemachte Erfahrung, daher die Fütterung der Mastthiere mit Delkuchen, vorzüglich mit gekochtem Leinsamen; es ist aber auch bekannt, daß sowohl Milch als Butter, Fleisch wie Fett davon einen Delgeschmack bekommen, den man sehr leicht herauskostet, ohne gerade Feinschmecker zu sein. Bei den Schweinen hat man die Erfahrung gemacht, daß, wenn man sie mit Delkuchen oder Leinsamen mästet, sie zwar fett werden, das Fett aber sich beim Räuchern nicht hält, sondern ausläuft. So auch bei der Mast mit dem Samen der Buche oder Bucheckern. Diese letzteren Anführungen widersprechen zwar nicht der Behauptung von Dumas, scheinen selbige vielmehr zu bestätigen, allein es ist nur scheinbar, denn bis jetzt ist es noch keinem Viehmäster gelungen, ein mageres Stück Vieh fett zu machen, ohne daß vorher der nothwendige Fleischansatz erfolgt wäre. Da nun dieser jedem Fettwerden vorangehen muß, die Mastfütterung bestehe, worin sie wolle, so schließen wir daraus wohl sehr richtig, daß der Organismus des Thieres die ihm gereichten Nahrungstoffe unter sonst günstigen Umständen in Fleisch und Fett verwandelt.

Daß hier der Organismus der Thiere wirkt, haben wir oben schon durch die Verschiedenheit des Fettes der Thierarten, bei ganz gleichem Futter, zu beweisen gesucht, und glauben es auch bewiesen zu haben; dann aber läßt sich auch noch Folgendes dafür anführen: Wenn alle Organe des Lebens ihre Geschäfte regelmäßig verrichten, also dieselben in allen Theilen gleich gesund und thätig sind, so muß die Mastung bei verschiedenem Vieh ein ganz gleiches Ergebnis liefern, d. h. es müßte im Verhältniß seines Körpers und genossenen Futters an allen Theilen des Körpers gleiches Fett ansetzen. Dies ist

aber nicht der Fall, wie die Erfahrung sehr oft zeigt. Nicht allein, daß Ein Stück Vieh sich besser im Fleische, ein anderes besser im Fett schlachtet, sondern der Ansatz des letzteren ist sich nicht immer gleich; ein Stück Rindvieh hat verhältnißmäßig mehr Talg, als das andere, und der geübteste Fleischer begehrt bei der Abschätzung desselben Mißgriffe. Noch mehr ist dieses der Fall bei den Schweinen, wo oft die Fettbildung der Flaumen mit der des Specks in keinem richtigen Verhältnisse steht, indem bald diese, bald jene vorherrschend ist, woraus man denn wohl schließen darf, daß einige Organe thätiger gewesen sind, als andere. Dann aber scheint auch die Verschiedenheit des Fettes selbst für eine bildende Thätigkeit der Organe zu sprechen, nicht für ein bloßes Aufnehmen einer schon bereiteten fertigen Masse, oder man müßte denn annehmen wollen, daß die Organe das Empfangene nur ordneten, d. h. das Fett dahin im Körper brächten, wohin es nach seiner Beschaffenheit gehöre.

Wenn Fleisch und Fett sich gleichzeitig ansetzen, dann möchte die Theorie, oder wenn man lieber will, Hypothese des Dumas Etwas für sich haben, da dieses aber nicht der Fall, wie vorstehend ausgeführt ist, die vollständige Fleischbildung der Fettbildung allemal vorhergeht, so glauben wir mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß der Organismus das überflüssige, mehr als zum Leben nothwendige Futter erst in Fleisch und dann in Fett umwandelt.

Einige Naturforscher haben die Behauptung aufgestellt, daß der Zustand des Viehes, in welchem es Fett ansetzt, ein kranker sei, welcher durch eine Ueberfüllung des Körpers mit Nahrungstoffen herbeigeführt und unterhalten werde. Diesem zu widersprechen sind wir geneigt, denn wir finden bei allen Thieren, auch solchen, die im Zustande der Natur leben, zu gewissen Zeiten eine Fettbildung, z. B. beim Wilde zur Feistzeit, und es läßt sich wohl annehmen, daß der Instinct diese Thiere abhalten würde, mehr zu fressen, als ihnen zuträglich ist. Bei den Thieren tritt dieser Zustand in der letzten Hälfte des Jahres ein, wo die Nacht länger, die Nahrung weniger, aber consistenter wird, und es scheint hierin gleichsam eine Vorbereitung oder ein Schutzmittel gegen die Winterkälte zu liegen.

Die Richtigkeit dieser Idee wird noch dadurch bestätigt, daß wir nach den Polen zu, also in den kälteren Gegenden der Erde, die größten Fettmassen bei den Thieren angehäuft finden. Die Erfahrung beweist auch, daß die zahmen Hausthiere sich gegen den Winter hin schneller mästen, als bei warmer Sommerwitterung. Unter Umständen scheint das Fett zur Erhaltung der Thiere im Winterschlaf beizutragen, z. B. beim Bär, Dachs, Murmeltier und Hamster, welche im Spätherbst ihr Winterlager feist beziehen, im Frühjahr aber es abgemagert verlassen. Daß das Fett, im übertriebenen Zustande, den Thieren lästig ist, wird oft durch die Betrachtung bestätigt, daß denselben die Bewegungen weit schwerer fallen, als mageren.

Der ganze Organismus der Thiere ist von der Art, daß wir wohl einzelne Theile desselben und ihre Thätigkeit bei der Erhaltung des Thieres kennen, aber Vieles ist und bleibt uns noch ein Geheimniß, und wird es wahrscheinlich immer bleiben. Betrachten wir die einzelnen Theile des Thieres, Knochen, Knorpel, Sehnen, Adern, Fleisch, Knochenmark, Gehirn, Haut, Haare, so finden wir eine sehr große Verschiedenheit unter denselben, und doch werden alle aus einerlei Nahrung gebildet. Welche verschiedene Thätigkeit der Organe ist hierzu nothwendig, wie müssen die Nahrungsmittel zerseht und umgestaltet werden, welchen Kreislauf im Körper machen, ehe sie sich so gestalten, daß wir selbige durch unsere Sinne wahrnehmen können? und das Fett allein sollte nicht vom Thiere gebildet werden, als schon vorhanden nur in selbiges übergehen? — —

Dieses ist wieder eine Aufstellung der Chemiker, welche den Landwirth über Dinge belehren wollen, worüber sie selbst unter sich nicht einstimmig sind, wo Einer dem Andern widerspricht, der zu Belehrende also nicht allein im Zweifel bleibt, sondern auch durch seine practischen Erfahrungen auf ganz andere Schlüsse geleitet wird, woran er festhalten muß. Die Chemie hat also hier Nichts aufgeklärt.

### Eine kleine Obstdarre.

Sie besteht aus einem länglicht-viereckigen bretternen Kasten ohne Boden. Derselbe ist 3 Fuß hoch, 3 lang, 2 breit. Auf der einen schmalen Seite ist unten am Boden eine kleine Thüre, 3—4 Zoll hoch. Ueber derselben ist eine Thüre, so groß wie die übrige schmale Kastenseite. Durch diese größere Thüre werden die Hürden in den Kasten geschoben. In der Decke dieses Kastens ist eine Oeffnung von 2—3 Zoll im Durchmesser, damit der Dunst abziehen kann. Im Innern des Kastens sind an jeder Seitenwand, mit Ausnahme derjenigen, wo die Thüre ist, in gleichen Höhen und Entfernungen 6 Leisten, auf welche die einzuschubenden Hürden zu liegen kommen. Die untersten Leisten sind 8 Zoll vom Boden.

Die Hürden sind 2 Zoll kürzer als die Leisten. Es wird nun abwechselnd die eine Hürde bis an die entgegengesetzte Wand, die andere bis an die Thüre gezogen: dadurch bilden sich, wenn die Thüren geschlossen sind, Züge für die Wärme, damit sie bis an die obersten Hürden gelange. Wer in seiner Küche einen Sparherd mit einer eisernen Platte hat, stelle diesen Kasten auf die Platte. Auch kann man ihn auf den Stubenofen stellen, besonders, wenn dessen Hintertheil flach ist; nur muß man den Kasten nicht unmittelbar auf die heiße Heerdplatte, oder auf einen sehr erhitzten Ofen stellen, weil sonst die Bretter Feuer fangen können, sondern man stellt den Kasten auf 4 oder 6 Backsteine. Mit der Hitze der Heerdplatte oder des Ofens wird das in den Kasten eingelegte Obst zwar etwas langsamer, aber um so schöner gedörrt; nur muß man die Hürden öfter wechseln, und die obersten auch zuweilen nach unten legen. Bei diesem Dörren müssen beide Thüren des Kastens geschlossen sein. Hat man aber nicht die Gelegenheit, den Kasten auf die Heerdplatte oder den Zimmerofen zu stellen und deren Heizung zu benutzen, so stellt man ihn auf eine feuersichere Unterlage, und bedient sich einer fast eben so langen, am Boden durchlöcherten Kohlenpfanne von Eisenblech, die auf 4 etwa 1 oder 1½ Zoll hohen Füßen steht. Man legt Kohlen von hartem Holz darauf, macht



sie glühend und stellt den Kasten darüber. Damit aber die Kohlen in Gluth erhalten werden, muß die kleine Kastenthür offen bleiben. Kohlen müssen von Zeit zu Zeit zugelegt werden, bis das Obst gedbrt ist.

Zwetschen muß man mit der Spitze auf diese Hürden stellen, folglich mit dem Stiel nach oben.

## Ueber die Düngung der Wiesen.

(Vom Oekonomie-Commiss. Ruff mitgetheilt in Beyer's Archiv d. deutsch. Landwirthsch. 1847, S. 9.)

In dem Augenblick, wo wir den Entschluß faßten, hierüber zu schreiben, waren wir uns auch bewußt, daß wir hier gegen große landwirthschaftliche Autoritäten, selbst gegen eine landwirthschaftliche Akademie, ja gegen die ganze Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, welche diesen Gegenstand in Altenburg besprach, auftreten müßten, da die Düngung der Wiesen nicht für vortheilhaft gehalten wird. Die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim glaubt durch dreizehnjährige Versuche und darauf geführte genaue Berechnungen erwiesen zu haben, daß die Wiesen den Dünger nicht vergüten; und diesen Allen gegenüber wagen wir es, in die Schranken zu treten, und das Vortheilhafte der Wiesen Düngung unter obwaltenden Umständen zu behaupten.

Wohl kein Theil des menschlichen Wissens ist so entgegengelegten Erfahrungen ausgesetzt, wie die Landwirthschaft, und das idem non est idem der Lateiner (»dasselbe ist nicht dasselbe« im Deutschen) paßt wohl nirgends mehr, als bei der Landwirthschaft. Der allgemeinste Grundsatz der Landwirthschaft: »Dünger verdirbt den Acker nicht,« findet doch auch seine Ausnahmen, denn wenn der Bewohner der fruchtbaren Hana seinen Acker düngt, so gewinnt er Nichts; so finden sich noch andere Gegenden, wo, wenn der Weizen im frischen Dünger steht, dadurch Nichts erzielt wird, während ein Anderer diese Frucht nur durch die angestrengteste, sorgfältigste Cultur

erzielen kann; auf Sandboden ist eine starke Düngung oft sehr schädlich, vernichtet oft die ganze Ernte. Demnach hat jeder das Recht auf seiner Seite, wenn er behauptet, daß er nicht, oder, daß er düngen müsse. Hier entscheidet die Beschaffenheit der Grundstücke. Nichts ist so verschieden, als die Erfahrungen der Landwirthe, sie sind nicht allein der Erfolg ihres Thuns, sondern auch der Beschaffenheit des Bodens und des Clima's, also von Dingen abhängig, welche der Landwirth nicht beherrscht, welche außerhalb seiner Macht und selbst seines Einflusses liegen. Daher sollte Niemand weniger absprechend sein, als der Landwirth, und dennoch wird dies so selten anerkannt, ja Niemand mehr gegen diesen Grundsatz, als er, weil Alle nur nach ihren Erfahrungen, die ihren Localverhältnissen entnommen sind, urtheilen, daher so selten Uebereinstimmung derselben in den gewöhnlichsten Dingen.

In neueren Zeiten ist die Ueberrieselung der Wiesen, Bewässerung derselben überhaupt, eine Lieblingsbeschäftigung der Landwirthe geworden, und doch möchte es Viele geben, welche Ursache haben, ihre Wiesen zu entwässern. Beide Verfahrensorten haben Wunder gethan; wenn aber der Eine seine trocknen Wiesen durch Abzugsgräben trockener legen, der Andere sie durch Zuleitungsgräben bewässern wollte, so würden beide nur eine Thorheit begehen. Einer solchen uns ebenfalls zu zeihen, würden wir sehr gern bereit sein, wenn wir fähig wären, mit absoluter Gewißheit zu behaupten: Jede Wiesen Düngung ist vortheilhaft, oder was hiermit gleichlautend sein würde: Jede Wiese kann durch den Dünger nur verbessert, deren Ertrag so hoch gebracht werden, daß sie nicht allein den Dünger bezahlt, sondern durch ihren Ueberschuß an Heu den Zustand der Wirthschaft bedeutend verbessert. Da wir aber den Grundsatz nicht hegen, sondern die Ansicht haben, daß die Düngung der Wiesen nur unter gewissen Localverhältnissen vortheilhaft ist, so sind wir auch bereit, trotz den Eingang gedachten, uns entgegenstehenden Meinungen, unsere Erfahrungen, auf häufige Beobachtungen begründet, hier zu veröffentlichen, niederzulegen, und zur Nachahmung zu reizen und aufzufordern. Wer Selbstgesehenes aufgibt, weil ein Anderer



es bestreitet, oder es nicht gesehen hat, der muß entweder sich keine Ueberzeugung verschafft haben, oder ist im höchsten Grade höflich. Wo es sich aber um Förderung des Guten, Nützlichen handelt, da ist die Nachgiebigkeit aus Höflichkeit schlecht angebracht, denn sie wird nicht allein dem Höflichen, sondern dem Allgemeinen nachtheilig.

Eine beinahe fünfzigjährige Praxis und Geschäftsführung hat uns Gelegenheit gegeben, theils manche Erfahrung selbst in der eigenen Wirthschaft, theils in der Anderer zu machen, und auf den verschiedensten Boden Beobachtungen anzustellen, wobei wir uns nicht geschämt haben, über Dinge, die uns unbekannt waren, Erkundigungen einzuziehen, nachzufragen und Belehrungen anzunehmen, dieselben mit dem uns Bekannten zu vergleichen, und so zu einem festen Resultat zu kommen. Wo wir solche Vergleichen nicht anstellen konnten, da mußten wir freilich dem Geschehenen oder Gesagten, in sofern nicht Vernunftgründe demselben widersprachen, Glauben beimessen. In Folge dessen haben sich nun bei uns folgende Grundsätze hinsichtlich der Wiesendüngung festgesetzt:

1. Wiesen, welche in der Regel alljährlich im Frühjahr überschwemmt werden, bedürfen einer Düngung nicht, denn das Wasser selbst führt entweder düngende Theile mit sich, vertritt daher den Dünger, oder es hat dergleichen nicht, und würde den aufgeführten Dünger nur wegspülen und aussaugen. Die düngende Kraft des Wassers beruht oft darauf, daß es eine Ablagerung von Erde oder Schilf hinterläßt, welche den Boden gewissermaßen befruchtet, oder es ist auch von Aekern zusammengelaufen, und führt dann wirkliche Düngerteile mit sich.

2. Auf hohen trockenen Wiesen wird der Dünger fast unter allen Verhältnissen und Umständen den Graswuchs vermehren, doch können sehr trockne Jahre hievon eine Ausnahme machen. Ob diese aber den Dünger verwerthen? das ist eine Frage, welche man nicht unbedingt bejahend beantworten kann. Nur wenn der Mehrgewinn an Heu den Werth des Düngers übersteigt, möchte es vortheilhaft sein, solche Wiesen zu düngen. Je wärmer der Boden solcher Wiesen, je thon- oder lehmhaltiger derselbe ist,

desto weniger wird der Dünger anschlagen; sind selbige aber kalt, enthalten sie einen lockeren, schwarzen, sauren Boden, so wird der Dünger vortheilhaft einwirken, sich auch bezahlt machen.

3. Nasse, saure Wiesen, welche häufig im Winter und einem Theil des Frühjahrs unter Wasser stehen, oft selbst im Sommer nicht trocken werden, können mit Vortheil nie gedüngt werden, denn das Wasser verzehrt, wie der Landmann sich gut ausdrückt, den Dünger. Können solche Wiesen aber trocken gelegt werden, so daß das Wasser natürliches Gefälle hat, wenn es abgeleitet wird, dann wird dadurch schon viel gewonnen werden. Es kommen häufig Fälle vor, wo der Abzug entweder gar nicht, oder nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten verschafft werden kann, in solchen Fällen hilft es oft, wenn in der Mitte solcher Niederungen ein verhältnißmäßig breiter Graben gezogen wird, um das überflüssige Wasser aufzunehmen, nöthigenfalls auch noch Seitengräben, um das Wasser schnell abzuführen, oder sogenannte Stichgruppen. Die aus den Gräben kommende Erde wird dann auf dem übrigen Theile planirt, wodurch eine Erhöhung des Bodens entsteht, welche oft allein schon hinreichend ist, einen höheren Ertrag und besseres Gras zu erzielen. In diesen Gräben erzeugt sich, theils durch den nicht zu vermeidenden Pflanzenwuchs, theils durch Versackungen der Gräben selbst, von Zeit zu Zeit eine Modererde; daher müssen diese Gräben zuweilen geräumt, muß diese Erde in kleinen Haufen eine Zeitlang den Einwirkungen der Atmosphäre ausgesetzt und dann über die Wiese verbreitet werden, hiedurch wird eine bedeutende Verbesserung eintreten.

4. Wiesen, welche auch im Winter nicht der Ueberschwemmung unterliegen, oder auf vorberregte Art trocken gelegt werden, dabei aber Moorboden haben und torfartig sind, werden bei einer feuchten, nassen Lage stets sauer sein, einen geringen, sauern Graswuchs haben, deren Heu vom Vieh nicht gern und ohne besonderen Nutzen gefressen wird, da sie gewöhnlich nur Niedgräser, Binsen und Wollgras tragen.

Diese letztere Art und die unter 3. angeführte, wenn sie trocken gelegt sind, sind es vorzüglich, welche sich zur Düngung eignen, auch





den Dünger mehrfach bezahlt machen. Die Düngung selbst geschieht am Besten im Herbst, entweder mit Compost, kurzem Pferdedünger oder auch langem, von welchem letzteren jedoch das Stroh im Frühjahr wieder abgeharkt wird. Auch können auf solchen Wiesen die Schafe mit Vortheil pferchen. Rindviehdünger ist nicht so gut. Außer dem eigentlichen Dünger kann mit Vortheil auch Jauche verwendet werden, so auch Holzasche, Seifensiederäsche, Hornspäne, gebrannter Kalk und Gyps. Besonders aber ist der Dünger von dem hauswirthschaftlichen Geflügel und Tauben zur Wiesendüngung brauchbar. Selbst die Torfasche kann zur Düngung vortheilhaft verwendet werden, aber man giebt sie in stärkerem Maße als die Holzasche.

(Schluß folgt.)

### Zwei harte Winter nacheinander\*).

Der Winter von 17<sup>98</sup>/<sub>99</sub> war ein außerordentlicher harter und strenger Winter; schon im Monat November, nämlich den 15. fror es hart und so fest, daß alles Vieh, auch Pferde zu Stalle mußte. Um Weihnachten war die Kälte außerordentlich streng, so daß die stärkste Ofenhitze in einem kleinen Zimmer die Fenster aufzuthauen nicht vermögend war. Im Februar und März war die Kälte abwechselnd streng und gelinde, im Monat April war die erste Hälfte desselben außerordentlich streng. Wintergerste und Rappsaat wurden größtentheils von dem Frost verdorben. Mit dem schnellen Aufthauen im März und durch Schmelzen des vielen Schnees erfolgte eine große Ueberschwemmung, die theils großen Schaden anrichtete, besonders an größeren Wasserströmen. Der Futtermangel war groß und im Ausgang des Aprilmonats so stark, daß Ein Fuder Heu 20 bis 25 ₰ galt. Viel Vieh crepirte. Maitag konnte sich keine Kuh auf der Weide gut

\*) Aus dem Annotationsbuche eines verstorbenen Landmanns im Stadlande.

ernähren, immer war Kälte mit vieler Nässe, und im Monat Mai crepirte daher viel Vieh. Ich trieb den 24. Mai die Kühe aus, und nur 2 Rinder sind mir crepirt. Die Pflugzeit war schlecht, und am 8. und 17. Mai säete ich Hafer. Die Früchte waren theuer, und Ausgang Mais galt der Scheffel Rocken 1 ₰ 54 ℔. Die Nässe im Monat Mai war außerordentlich; erst am 22. Mai wurde es besser; den 31sten fuhr ich Mist, und es fanden sich noch große Stücke Eis darin. Den 3. Juni säete ich Gerste. Der Sommer war immer kalt; es wuchs wenig Futter; die Ernte, besonders der Sommerfrüchte, war schlecht, naß und spät. Mit Ausgang Octobers wurde der meiste Hafer, und im Monat December wurden erst die Bohnen geerntet. Den 21. November standen noch Bohnen auf dem Halm.

Mit dem letzten Monat des 1799ten Jahres fing es wieder an zu frieren, und zwar mit Ende des Monats December und Anfang Januars 1800, eben so hart und streng, wie im vorigen Winter. Mit Ausgang Januars war es ungefähr 8 Tage Thauwetter, darauf fror es wieder streng und ununterbrochen bis den 25. März, als Mariä Verkündigung, da es wieder Thauwetter ward. Die Weser stand in diesem Winter bis hinter Blexen, da sie im vorigen nur bis Großen-Siel gestanden hatte.

### Die große Theilbarkeit unsers deutschen Münzwesens.

Sollen z. B. 6 Personen gleichmäßig zu 1 Groten bezahlen, so giebt Jeder einen halben Groten und 2 ostfriesische Dertchen her und erhält einen Groten zurück.

Sollen 20 Personen 1 Groten bezahlen, so giebt Jeder einen Groten her, und erhält 3 Pfennige und 1 Schwarzen zurück.

Sollen 30 Personen 1 Groten bezahlen, so bezahlt Jeder 2 Pfennige, 1 Dertchen und 1 Schwarzen, und erhält 1 Groten zurück u. s. w.

N.

